

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Otto Pniower: Fontanes Grete Minde.

und der Schutz der nationalen Denkmäler in der Provinz Brandenburg obliegt, alles aufbieten werde, um den Waldbestand des Gamen-Grundes und des Blumenthals, soweit er bedroht erscheint, vor Verwüstung zu bewahren. In der Zeitschrift für Denkmalspflege hat sich übrigens Herr Robert Mielke ebenfalls in ähnlichem Sinne in einem kürzeren Artikel ausgesprochen.

Auch der Provinzial-Konservator, Herr Geheime Baurat Bluth, unser hochverehrtes Mitglied, ist gebeten worden, seinen Einfluss zur Verteidigung eines der malerischsten und berühmtesten Waldreviere unserer Mark aufzubieten.

C. Demnächst hielt Herr Dr. Otto Pniower seinen angekündigten Vortrag über Theodor Fontanes Grete Minde in Gegenwart der verwitweten Frau Dr. Fontane, Emilie geb. Rouanet-Kummer, der Schwester des Verewigten, Frau Weber, sowie des jüngsten Sohnes, hiesigen Verlagsbuchhändlers Friedrich Fontane. Das rühmlichst bekannte Ölgemälde Dr. Theodor Fontanes von Fechners Meisterhand war aus dem Sitzungszimmer No. 51 des Rathauses herbeigeschafft, auf eine Staffelei gestellt, sowie mit einem Lorbeerkranz und Blumen zu Ehren des vaterländischen Dichters festlich geschmückt worden.

Fontanes Grete Minde.

Von Otto Pniower.

Am 13. September 1617 wurde die Stadt Tangermünde von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht. Es wird berichtet, dass in ihr und dem Vorort Hünendorf 486 Wohnhäuser und 53 mit Getreide gefüllte Scheuern verbrannt seien.

Grosse Not war damit über das Städtchen hereingebrochen. Im römischen Reich und in der Nachbarschaft, wie es in der Chronik heisst, wurde gesammelt und „solches unter den Abgebrannten nach Geometrischer Proportion vertheilet, dazu ihnen etliche tausend Eich-Bäume aus dem Stadt-Busch abgefolget.“ Erst dann fing die „liebe Bürgerschaft durch vornehmer Leute Beysteuer und Hülffe“ zu bauen an. Das grausige Ereignis sollte nach dem Willen der Bewohner unvergessen bleiben. Es wurde bestimmt, dass „jährlich auf die Zeit, da das Feuer angegangen als am Sonnabend nach Mariä Geburt zwischen 4 und 5 Uhr alle Glocken in der Pfarr-Kirche zu läuten seien und des folgenden Sonntags eine Gedächtnis-Predigt gehalten werde“. Beides wurde bis in die neueste Zeit hinein beobachtet.

Nach der Überlieferung war man in Tangermünde der Ansicht, dass das Feuer angelegt worden sei. Hatte man doch, wie der Chronist

erzählt, schon lange vorher „etliche Brandzeichen hin und wieder in der Stadt ausgeworffen“ gefunden und sollen doch auch nachher die Bürger durch neue erschreckt worden sein. Einmal soll auf diese Weise auch wieder Feuer entstanden sein, also „dass etliche Häuser davon in Rauch aufgingen.“ Kein Wunder, dass die Bevölkerung in grösster Angst lebte. Es wurden Kundschafter bestellt, Vorsichtsmassregeln durch fleissiges Wachen und andere Anstalten getroffen und auch Gottes Hilfe ward angerufen, indem man in allen Predigten, auch in den umliegenden Ortschaften den Herrn anflehte, die bösen Buben an den Tag zu geben. Endlich wurden durch einen Zufall die angeblichen Urheber der Brandstiftung entdeckt. Der Ehemann eines Tangermünder Kindes aus einer Ratsherrenfamilie, Greta Mindens, wurde, als er sich verdächtig machte, festgenommen und der „peinlichen Frage“ unterworfen. Hier soll er „wider männliches Vermuten“ freiwillig bekannt haben, dass er nebst seinem Weibe und anderen Buben die Stadt eingeäschert habe. Nach dieser Aussage wurde Grete Minde „und noch ein Kerl“ in Haft gebracht. Allen dreien wurde der Prozess gemacht, in dem sie nach langen Verhandlungen zum Tode verurteilt wurden. Am 22. März 1619, andert-halb Jahre nach dem Brande wurden Grete Minde, ihr Mann und jener Gefährte unter grausamen Martern hingerichtet. Nach ihrem Tode, berichtet der Chronist, wurden noch etliche ertappet und durch allerhand Pein hingerichtet, etliche aber haben nicht mögen ausgekundschaftet werden, sondern seynd dem gerechten Gerichte Gottes anheimgegeben.“

Über diese Vorgänge liegen uns zwei Berichte von Zeitgenossen vor. Der eine stammt von einem Manne, der in dem Jahre der Feuers-brunst einer der beiden Bürgemeister der Stadt war, von Caspar Helmreich. Caspar Helmreich liess im Jahre 1636 in Magdeburg *Annales Tangermundenses* erscheinen, ein Werk, das in seiner ersten Gestalt seinen Titel mit wenig Fug trägt. Denn in seinen drei Büchern enthält es von Tangermünde so gut wie nichts. Es handelt vielmehr von den ältesten Bewohnern der Mark bis zur Zeit Karls des Grossen, dann von ihrer Gründung durch Heinrich I. bis zur Besitzergreifung durch Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg; endlich giebt es eine sehr summarische Geschichte der Hohenzollerschen Kurfürsten bis Georg Wilhelm. Der Verfasser war ein *poeta laureatus Caesareus* und hat auch seine Chronik in deutschen iambischen Versen abgefasst. Doch würde sich heute schwerlich jemand finden, der geneigt wäre, ihn mit dem Lorbeer zu schmücken. Seine Reimerei ist trostlos. Den Versen hat er Anmerkungen in lateinischer Sprache hinzugefügt, in denen er seine Quellen citiert, eine grosse Belesenheit offenbart, zugleich aber jene tote Gelehrsamkeit auskramt, die seiner Zeit eigen war.

Von Tangermünde handelt erst das vierte Buch. Dieses brachte aber erst die zweite 1651 in Zerbst erschienene Ausgabe zusammen

mit einem Fragment des fünften. Dieses vierte Buch schildert in 118 Versen Ursache und Verlauf der Feuersbrunst.

1651 erschien aber auch und zwar gleichfalls in Zerbst ein zweites, die Geschichte Tangermündes darstellendes Büchlein: Andreas Ritners Altmärkisches Geschichts-Buch. Dies Werkchen concentriert sich besonders in seinem ersten Teil viel stärker als Helmreichs Annalen auf Tangermünde und überschreitet erst weiterhin, in der Schilderung des dreissigjährigen Krieges, die Grenzen der Vaterstadt. Gerade durch diese Darstellung ist es aber eine gute Quelle für die traurigen Vorgänge jener Zeit. Uns interessiert hier nur sein Bericht über die Feuersbrunst. Auch Ritner war ein Tangermünder Kind. Auch er war Bürgermeister der Stadt, wie es schon sein Vater war. Zur Zeit des Brandes war er freilich erst acht Jahre alt. Sein Bericht müsste also an Authenticität hinter dem Helmreichs zurückstehen. Dafür aber ist er in schlichter Prosa geschrieben und da Ritner als Stadtschreiber, Ratsherr und Bürgermeister, welche Stellungen er abwechselnd bekleidete, die nächsten Beziehungen zum Rat hatte, so möchte seine Darstellung an historischem Wert hinter derjenigen seines älteren Konkurrenten kaum zurückstehen.

Wesentlich weichen sie übrigens nur in einem Punkt von einander ab. Helmreich erzählt, dass Grete Mindens Mutter nach dem Tode ihres Gatten in Tangermünde, ihr Kind in einem Korbe tragend, erschienen sei und von ihrem Schwager, Heinrich Minde, das ihr zustehende Erbteil verlangt habe, aber abgewiesen worden sei. Einige Jahre darauf habe Grete, die sich inzwischen an Schelmen und Buben gehangen hätte, aus Rache für die Abweisung der Mutter die Brandstiftung verübt. Ritner dagegen leitet die Darstellung der Feuersbrunst mit der Erzählung ein, dass Grete Minde selbst von ihrem Vetter (d. h. Vatersbruder) ihr grossväterliches Erbteil gefordert habe. Dass dieses letztere jedenfalls auch geschehen ist, wissen wir aus andern Quellen, nämlich aus den Akten des Prozesses, die sich grösstenteils erhalten haben und von denen gleich die Rede sein wird (vgl. Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark Hamburg 1883 S. 73).

Die Originaldrucke von Helmreichs und Ritners Annalen müssen früh selten geworden sein — heute findet man sie z. B. in den grossen Berliner Bibliotheken nicht mehr — sie müssen selten geworden sein, denn der unermüdliche, einst Tangermündische, später Berlinische Rektor George Gottfried Küster, der sich um die Geschichtschreibung unserer Stadt und der Mark überhaupt so verdient gemacht hat, sah sich 1729 veranlasst, eine neue Ausgabe beider Werke zu veranstalten. Er fügte ihnen einen vierfachen Anhang und einen Band „Tangermündischer Denkwürdigkeiten“ hinzu und nannte das Ganze: „Antiquitates Tangermündenses.“

Alle, die sonst von dieser Begebenheit handeln, mag es nun

Bekmann in seinem vielbenutzten, grossen Werk „Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg“ (Berlin 1751—53) sein oder der Lokalhistoriker A. W. Pohlmann, der 1829 eine Geschichte der Stadt Tangermünde herausgab oder andere, sie fussen lediglich auf dem, was Helmreich und Ritner berichten. Neues über die Begebenheit, ihre Ursache, den Verlauf des Prozesses, den sie zur Folge hatte, die neben Grete Minde an der Brandstiftung angeblich beteiligten Personen brachte erst ein kleines i. J. 1843 erschienenenes, ebenfalls von dem Pfarrer A. W. Pohlmann verfasstes Schriftchen, das den Titel führt: Margaretha Minde oder die Feuersbrunst zu Tangermünde am 13. September 1617. Ein Denkmal menschlicher Verworfenheit usw. Der Verfasser hatte die im Rathaus der Stadt noch vorhandenen Originalakten über die Angelegenheit studiert und war so in der Lage, Unbekanntes zu sagen.

Diese Litteratur, d. h. Helmreichs und Ritners Annalen, sowie die eben erwähnte Pohlmannsche Schrift lag vor, als Theodor Fontane daran ging, den Vorgang zum Gegenstand einer Dichtung zu machen. Das geschah Ende der siebziger Jahre. 1878 war sein erster Roman erschienen „Vor dem Sturm“, der die schwere Zeit zwischen der Niederwerfung Preussens durch Napoleon und der Erhebung behandelt. Zwei Jahre später schenkte er uns sein zweites episches Werk: „Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik“.

Es sei mir gestattet anachronistisch schon hier einer Arbeit zu gedenken, die erst nach Fontanes Erzählung erschienen ist, aber wegen ihrer Bedeutung für den Gegenstand nicht unerwähnt bleiben kann. Im Jahre 1883 sah sich Ludolf Parisius veranlasst in den Bildern aus der Altmark, die er zusammen mit dem Zeichner Dietrichs herausgab, auf die Tangermündische Feuersbrunst näher einzugehen und die über sie vorhandene Überlieferung einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Auch er studierte die Prozessakten durch, kam aber zu einem ganz andern Resultat als Pohlmann. Ihm schienen die durch die Folterqualen erpressten Aussagen der Angeschuldigten, selbst die, die das Zugeständnis des Verbrechens enthalten, keineswegs glaubwürdig, zumal sie im Widerspruch miteinander stehn und er gelangte zur Überzeugung, dass mit der Hinrichtung der armen Grete ein arger Justizmord verübt worden sei. Eine Ehrenrettung betitelt er denn auch seine Darstellung. Der Dichter hat von dieser leider so spät erfolgten Rehabilitierung Kenntnis genommen und sie hat ihm, wie ich aus dem Munde seiner Gattin weiss, mit Genugthuung erfüllt. Wir werden im Laufe dieser Betrachtungen noch erfahren, weshalb.

Was reizte den Dichter an diesem Stoff? Die Antwort darauf ist nicht schwer. Es reizte ihn, dass er romantisch und zugleich heimatlich war. Fontanes wiederholter, zum Teil langjähriger Aufenthalt in

England in den vierziger und fünfziger Jahren hatte ihn das Volksleben und die Volkspoesie, den unendlich reichen Schatz herrlicher Balladen des Inselreiches kennen gelehrt, aber doch auch nach seinem eigenen Bekenntnis in ihm die Überzeugung geweckt, dass ebenso wie das fremde Land auch seine vielverlästerte Heimat unverächtliche landschaftliche Reize und eine Fülle historischer Erinnerungen biete (vgl. das erste Vorwort zum ersten Band der Wanderungen durch die Mark). So entstand der eigentlich märkische Dichter in Fontane ex opposito, was freilich bei einem Mann, in dem wie in ihm die Neigung fürs Paradoxe Zeit seines Lebens wirksam war, nicht weiter überraschen kann. Also zuerst reizte ihn der Stoff, weil er heimatlich war. Dann aber musste es ihm seine romantische Färbung anthun. Man denke: eine Patrizier-tochter gerät unter die fahrenden Leute! Diese waren von jeher in der romantischen Poesie beliebt, und dem auf das Besondere, das Ungewöhnliche gerichteten Sinn des Dichters gewiss auch in der Wirklichkeit stets interessant. Dazu kommt aber noch, und wohl als das Wichtigste, das psychologische Moment. Wie, so musste sich der allzeit wissbegierige, in der Tiefe der Seele forschende Dichter fragen, wie ist es möglich, dass ein Patrizierkind zur Mordbrennerin wird?

Die Überlieferung geht über dieses Problem sehr leicht hinweg. Für sie ist Voraussetzung, was für ein Dichtergemüt Frage ist. Für sie ist Grete Minde von vornherein das „heillose“ Weib, dessen Vater wegen eines Totschlages hatte flüchten müssen, Kriegsmann ward und ein ausländisches Weib ehelichte. Der Verbindung entspross jenes Wesen

An welchem nicht ein gutes Haar

Von Jugend auf zu finden war,

und das sich zur Vollziehung der Rache an jenen losen Buben hing. Dieser billige, vielleicht übrigens auch nicht völlig unbegründete Standpunkt der Überlieferung hindert aber nicht anzunehmen, dass das, was ich das psychologische Moment nannte, die Frage: wie konnte ein Kind einer Ratsherrenfamilie zur Mordbrennerin werden?, das eigentlich Lockende für Fontane war. Es giebt dafür ein Argument, dessen schlagender Beweiskraft sich niemand entziehen kann. Das ist die Erzählung selbst, deren eigentlicher Inhalt die Ausführung dieses Themas ist. Denn nicht weiter als bis zur Feuersbrunst führt Fontane die Handlung. Seinem zarten, weichen Sinn war alles Hässliche fremd. Den Brand einer ganzen Stadt, das Elend, das er im Gefolge hat, im einzelnen zu schildern, lag gewiss ausserhalb seines poetischen Wollens, und nun gar von den Martern und Qualen einer gefolterten Frau und ihrer Genossen zu erzählen, das musste ihm völlig zuwider sein. Nun verweilen die Quellen aber vorzugsweise bei der Darstellung der Feuersbrunst und der sich an sie anschliessenden Vorgänge: der Verhaftung der Beschuldigten, des Prozesses, der ihnen gemacht wurde, ihrer Hin-

richtung, während sie die Vorgeschichte ganz flüchtig abthun. Bei Rätner nimmt sie etwa den fünften Teil seines Berichtes ein. Was hat dann aber Fontane, so fragen wir, von der Überlieferung benutzt, wenn er der Vorlage nur auf eine so kurze Strecke folgt? Dies führt mich zu dem eigentlichen Thema, das ich mir gestellt habe, zu dem Kern dieser Betrachtungen, zu der Frage: wie hat der Dichter aus dem Rohstoff der Überlieferung sein poetisches Werk geschaffen?

Sie erschöpfend zu beantworten ist an dieser Stelle nicht möglich. Wollte ich genau verfolgen, wie Fontane das von der Tradition Gegebene bereichert, belebt, vertieft hat, so würde das eine Darstellung erfordern von nicht geringerem Umfang als ihn die Erzählung selbst besitzt. Notwendig ist also hier eine Auswahl zu treffen und nur die wichtigsten Momente können hervorgehoben werden. Aber schon ein Umriss des Inhaltes der Dichtung, eine Skizze des Ganges der Handlung wird eine Vorstellung geben von dem, was Fontane hinzugethan hat, wie er geändert hat, um ein Kunstwerk hervorzubringen.

Was die Annalisten berichten, haben wir gesehen. Es ist im wesentlichen nur die Thatsache, dass Grete Minde aus Rache dafür, dass ihrer Mutter und ihr das ihr zukommende Erbe versagt wurde, die Stadt in Brand setzte. An Personen, die bei der Begebenheit eine Rolle spielen, führen sie auf: den zur Zeit der Geschehnisse schon verstorbenen Vater Gretes, der wegen eines Verbrechens geflohen war und später in der Fremde ein ausländisches Weib heiratete, seinen Bruder Heinrich, der die Auszahlung des Erbes verweigert und den Gatten Gretes, der auf der Folter die Brandstiftung eingesteht. Dem gegenüber finden wir bei Fontane eine ganze Fülle von Personen. Ausser den eben genannten, von denen übrigens der Dichter den Vater leben und in Tangermünde den Rest seines Daseins beschliessen lässt, während er aus dem historischen Oheim Heinrich (der, nebenbei bemerkt, auch vor der Katastrophe starb) einen Stiefbruder Gerdt gemacht hat, ausser diesen finden wir als Hauptpersonen: die Gattin dieses Gerdt Minde, Gretes Schwieger, einen Rathsherrn Zernitz und Frau, als die Eltern von Gretes Gefährten Valtin, den Prediger Gigas, Regine, Gretes Pflegerin und seit vielen Jahren Verweserin des Hauses, eine treue Seele, ähnlich der Roswitha in „Effi Briest“, und daneben eine beträchtliche Anzahl episodischer Figuren. Zudem erstreckt Fontane die Darstellung auf eine Reihe von Jahren, indem er uns weit in die Vergangenheit zurückführt. Grete ist beim Beginn der Erzählung kaum 14, Valtin, ihr Genosse, 16 Jahr.

Mit einem Idyll setzt die Dichtung ein. In den Gärten, die sich zwischen den benachbarten Häusern ausdehnen, finden wir Grete und Valtin in unschuldsvollem Spiel. Er zeigt ihr ein Vogelnest, holt ihr Kirschen vom Baum und giebt ihr beim Überreichen der Früchte einen herzhaften Kuss. Eine ähnliche, vermutlich in der eigenen Knabenzeit

erlebte Situation hatte Fontane schon früher in dem Gedicht „Im Garten“ dargestellt („Gedichte“ 2. Aufl. 1875 S. 6). Die Schwieger Trud, eine neidische, hartherzige Person, streng und bigott, die unter der Lieblosigkeit ihres trägen, habsüchtigen Gatten leidet, beobachtet die harmlose Scene und eilt zur Stiefmutter des Knaben, der Frau des Ratsherrn von Zernitz, um sie auf die Gefahren der kindlichen Liebesäusserung hinzuweisen und sie zu veranlassen, den Verkehr der beiden Gespielen zu verbieten. Valtins Stiefmutter ist nun aber das gerade Gegenstück zur Schwieger Trud. Zwar ist auch sie in der Ehe nicht glücklich, aber heiter und lebenslustig wie sie ist, nimmt sie das Dasein leicht. In einem köstlichen, echt Fontaneschen Geplauder entwickelt sie ihre optimistische Weltanschauung und hält ihrer Freundin und Nachbarin einen Spiegel vor. „Lache mehr und bete weniger“, so schliesst sie ihre Ratschläge. Inzwischen sind fahrende Leute, Puppenspieler, in der Stadt angelangt und verkündigen, dass sie am nächsten Tage mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung das Spiel vom „jüngsten Gericht“ auf dem Rathause aufführen werden. Grete bittet um die Erlaubnis es zu besuchen, die Schwieger aber will es nicht gestatten, weil in ihren Augen die Darstellung Gottes und des Teufels als Puppen eine Profanation ist. Doch mit Hilfe ihres alten Vaters erreicht es Grete. Er giebt die Einwilligung, nachdem er erfahren hat, dass Valtin und seine Eltern ihm beiwohnen würden. Von der Aufführung entwirft Fontane eine kurze, ergreifende Schilderung, dass wir uns von den Schauern der Ewigkeit umfassen fühlen. Die Vorstellung aber wird jäh unterbrochen, indem die Entzündung eines Pulverfasses durch einen Feuerwerkskörper eine Explosion bewirkt. In dem überfüllten Saal entsteht ein Gedränge, bei dem einige Menschen getötet werden. Auch die ohnmächtig gewordene Grete gerät in Lebensgefahr, wird jedoch durch die Entschlossenheit des jungen Valtin, der sie hinausträgt, gerettet.

Nun ist die Zeit herangekommen, dass Grete zur Einsegnung vorbereitet wird. Sie soll zum Prediger Gigas kommen, den sie fürchtet, weil „er einen so durch und durch sieht“. Ihr ist immer, als meine er, sie verstecke was in ihrem Herzen, und sei noch katholisch von der Mutter her. Aber sie irrt sich glücklicherweise. Er ist ein Verkündiger der Liebe. Als die Schwägerin Trud ihn vor dem Mädchen warnt und von ihr sagt, dass etwas böses in ihr sei, antwortet er mit den schönen Worten: „In uns allen, Trud. Und nur zwei Dinge sind, es zu bändigen: der Glaube, den wir uns erbitten und die Liebe, die wir uns erziehen. Liebt Ihr das Kind? — Und sie senkte den Blick“. (S. 32. Ich citiere nach dem Abdrucke der Dichtung im 5. und 6. Bande der „Gesammelten Romane und Erzählungen“.)

Der Mangel an Liebe verschärft den Konflikt zwischen Grete und der harten, herzlosen Schwägerin immer mehr. Beinahe ein Jahr, nach-

dem sie in die Zucht des Predigers gekommen ist, wird das übliche Maienfest gefeiert. Valtin und Grete werden von ihren Angehörigen zu der Linde geschickt, unter der die Kinder spielen. Aber sie ziehen es vor, weiter in den Wald zu gehen und verirren sich schliesslich. Grete kehrt ins Haus zurück, als Bruder und Schwägerin längst daheim sind. Trud macht ihr Vorwürfe und ist lieblos genug, ihr das fremde Blut, den fremden Glauben und die Bettelarmut ihrer Mutter vorzuwerfen. Das hat einen leidenschaftlichen Ausbruch des Mädchens zur Folge und drohend tritt sie der Schwieger entgegen. Dadurch schafft sie sich für einige Zeit Ruhe. Als aber wenige Monate darauf kurz nach ihrer Einsegnung der Vater stirbt und sie sich ganz Waise fühlt, als dem Bruder ein Knabe geboren wird, den Grete wie eine Magd hüten und pflegen muss und dem sie die Liebe zuwenden soll, die sie selbst stets entbehrt hat, da bäumt sie sich wieder auf und sie hat nur einen Gedanken: zu fliehen, frei zu werden. Niemanden hat sie, dem sie ihr Leid klagen kann, als Valtin und ihm schüttet sie ihr ach! so volles Herz aus. Er tröstet sie nach Kräften und verspricht ihr seinen Beistand. Schon vorher in einer lieblichen Scene hatte sie ihn scherzhaft zu ihrem Ritter geschlagen. Während der Unterhaltung hatte sie eine Menge der umherliegenden Kastanien gesammelt, angezogen und als Schnur um den Hals gehangen. Die nahm sie herunter und hing sie ihm um und sagte ihm, er sei nun ihr Ritter, der zu ihr halten und für sie fechten und sterben müsse. Jetzt bewährt er sich nun wirklich als ihren Ritter. „Eins musst Du wissen, Gret“, sagte er, „ich thu alles, was Du willst. Sage, dass ich hier hinunter springe, so spring ich, und sage, dass du fortwillst, so will ich auch fort. Und wenn es in den Tod ging. Ich kann nicht leben ohne Dich. Und ich will auch nicht!“ (S. 62f.) Das stärkt wieder den gebrochenen Lebensmut des Mädchens und vertrauensvoll sieht sie in die Zukunft. Allein das Verhängnis lauert und ihm zu entrinnen vermag sie nicht. Zu Weihnachten, dem Fest, da jeder Freude bereitet und Freude empfängt, erfährt sie eine neue, heftige Kränkung von der Schwägerin und das Verhältnis der beiden Frauen wird immer gespannter. Da tritt ein Zwischenfall ein, der die entscheidende Wendung herbeiführt.

Der Kurfürst kommt nach Tangermünde, um einen Tag und eine Nacht auf seiner Burg zuzubringen. Die Bürgerschaft giebt ihm ein Fest auf dem Schloss, an dem Männer und Frauen der vornehmen Geschlechter der Stadt teilnehmen. Grete muss zu Hause bleiben, um das Kind zu hüten. In ihrer Verlassenheit wird sie von Valtin besucht, der sie zu einem Gang ins Freie auffordert. Sie lässt sich bereden, da sie den Knaben bei Regine, ihrer alten Pflegerin, die noch im Hause ist, in guten Händen weiss. Auf ihrem Spaziergang sprechen die beiden von mancherlei Dingen, wie sie ihnen der Augenblick und die Örtlich-

keiten, die sie sehen, eingeben. Im Mittelpunkt der Unterhaltung aber steht das Wort „Flucht“. In echt Fontanescher Weise werden wir damit auf das bevorstehende Ereignis vorbereitet. Zugleich aber benutzt der Dichter das Motiv, um uns einen tiefen Blick in die Kindesseele Gretens werfen zu lassen. In ihrer Gottesfurcht und frommen Einfalt hat sie ihren einzigen, erfahrenen Freund, den Prediger Gigas, gefragt, „ob Flucht allemalen ein böses und unrecht Ding sei? Oder ob es nicht auch ein rechtmässig und zuständig Beginnen sein könne?“ (S. 81f.) Sie erzählt nun, wie der Pfarrer, dessen Herz von Sorgen beschwert ist, da er, der strenge Lutheraner, am nächsten Tage vor dem reformierten Kurfürsten zu predigen hat und zudem noch durch den Besuch des alten Bürgemeisters Peter Guntz in seiner Antwort unterbrochen wird, wie er unvollkommen erwidert und dass sie herausgehört hat, „dass auch eine Flucht das Rechte sein könne“. Und nun zählt sie auf, wer alles geflohen sei. „Joseph und Maria floh. Und auch Petrus floh aus seinem Gefängnis“. So ist sie denn entschlossen, Haus und Stadt zu verlassen, aber Valtin ist diesmal nicht so bereitwillig und nimmt sogar das Versprechen, das er ihr im verwichenen Herbst gegeben hat, das Versprechen, ihr Retter zu sein, zurück. Inzwischen ist es Nacht geworden und Grete bestellt Valtin für eine spätere Zeit in den Garten, da ihr nichts Gutes ahnt. In die Wohnung heimgekehrt, findet sie die Schwägerin in heller Bestürzung. Das der Obhut Reginens überlassene Kind liegt in Krämpfen und Trude wirft ihr in leidenschaftlichem Hasse vor, dass sie allein die Schuld daran trifft. Es kommt zu einer heftigen Scene. Worte wie: „Undankbare Kreatur“, „Bettelkind“, „Fremde Brut“ fallen, und Trude, ihrer Sinne nicht mächtig, schlägt nach Grete. Da greift sie nach dem über der Wiege hängenden Gürtel der Schwägerin und schleudert ihn ihr ins Gesicht, dass ein Blutstreifen über ihre Wange rinnt. Nun bleibt nichts übrig als die Flucht. Grete eilt in ihre Kammer, schnürt das Notwendigste in ein kleines Bündel, kniet zu einem inbrünstigen, von heissen Thränen begleiteten Gebet nieder, in dem sie Gott um Verzeihung und seinen Beistand bittet und begiebt sich nach dem Garten, wo der treue Valtin ihrer harret. Die Flucht wird nun bewerkstelligt. Fontane schildert nur gleichsam ihre erste Station. Nach einem langen Weg durch den nächtlichen Wald treffen die beiden auf Flossfahrer, die ihnen auf ihrem, von einem abenteuerlich-interessanten Reiz umwobenen Fahrzeug eine Freistatt gewähren. Man fühlt, mit welcher Neigung der Dichter seinen so ausgeprägten Beobachtungssinn auch der romantischen Existenz solcher Leute zugewandt hat. Mit liebevoller Sorgfalt schildert er die sinnreichen Einrichtungen dieser zusammengeschlossenen Flösse und das Leben und Treiben auf ihnen. Doch nur ein kurzes Verweilen ist den Flüchtlingen bei diesen Heimatlosen vergönnt. Grete, immer die scharfsichtigere, merkt, dass das zu

den Flößen gehörige Weib Böses gegen sie im Schilde führt und treibt Valtin zum Aufbruch. Sie benutzen in der Nacht einen Moment, wo sie hart am Ufer vorbeifahren und unbeobachtet sind und springen ans Land. Und in kurzem sind sie über die Grenze.

Erst nach drei Jahren finden wir sie wieder. Sie stehen im Dienste jener Puppenspieler, die einst in der Vaterstadt die Vorstellung des „Jüngsten Gerichtes“ gaben, die durch das Brandunglück jäh abgebrochen wurde und bei der sich Valtin zum ersten Male Greten gegenüber als Ritter und Retter erwies. Und nun sind sie wieder in der Heimat der Flüchtlinge in Arendsee. Grete ist eben Mutter eines Kindes geworden. Valtin liegt im Sterben. Auf dem Totenbette beschwört er sie, nach Tangermünde zurückzukehren, beim Bruder und der Schwägerin eine Heimstätte zu erbitten. „Du kannst nicht mehr mit den fahrenden Leuten weiter bleiben!“ raunt er ihr mit ersterbender Stimme zu. „Ich mag sie nicht schelten, denn sie waren gut mit uns, aber sie sind doch anders als wir. Und du mußt wieder eine Heimstätt' haben und Herd und Haus und Sitt' und Glauben!“ Er mutet ihr zu, sich den Verwandten als Magd anzubieten und niederzuknieen nicht vor der Schwägerin, aber vor ihrem Bruder Gerdt. Die stolze, unbeugsame Grete vermag es nicht, dem Sterbenden den letzten Wunsch zu versagen und verspricht ihm Erfüllung. Valtin stirbt und Grete wünscht, ihn auf dem Kirchhof des Orts beerdigt zu sehen. Aber der Pfarrer Roggenstroh, ein harter, intoleranter Mann, gestattet nicht, dass ein Fahrender, von dem niemand wusste, wes Glaubens er wäre, ein ehrliches Begräbnis erhalte. Grete ist verzweifelt. Da erbarmt sich ihrer die Wirtin, bei der sie wohnt und rät ihr, zu den Nonnen des Klosters zu gehen und ihnen ihre Not zu klagen. Sie würden ihr helfen, schon — ein echt Fontanescher Zug — weil sie den alten Roggenstroh nicht leiden könnten. Und sie findet Hilfe. Die Domina, eine 95jährige Greisin, räumt dem Toten gern einen Platz auf dem Kirchhof des Klosters ein und hier findet er seine letzte Ruhe.

Grete aber hat nun den schwersten Gang zu thun, indem sie nach Tangermünde zieht. Sie tritt vor den Bruder und bittet um eine Heimstatt und einen Platz an seinem Herd. Sie will ihm dienen. Das soll ihre Busse sein. Der Bruder schlägt es aus. Seine Schwester könne nicht seine Magd sein. Das verbiete das Herkommen und das Gerede der Leute. Da bittet Grete, wenigstens ihr Kind, das in Sitte und Ehre aufwachsen solle, aufzunehmen, oder wenn sie sich seiner schämen, es zu guten Leuten in Pflege und Zucht zu geben. Und sie wirft sich ihm zu Füßen. „Hier lieg ich, ich habe mich vor Dir niedergeworfen, nimm mich wieder auf! Hilf mir, und wenn nicht mir, so hilf dem Kind!“ Der harte Bruder bleibt unerbittlich. Er lässt die Schwester liegen und greift nach dem Aktenbündel, als ob er der Störung müde

sei und wieder lesen wolle. Da springt Grete auf und ein Blick unendlichen Hasses schiesst aus ihren Augen. Nachdem sie so in ihrer Not nicht erhört ist, will sie ihr Recht. Sie, des reichen Jacob Minde Tochter, will nun ihr Erbe, um das sie schon aus der Fremde vergebens gebeten hatte (S. 118). Gerdt lacht sie aus. Sie habe kein Erbe. Das Geld der Mindes habe seine Mutter eingebracht.

Die abgewiesene Grete beruhigt sich nicht bei diesem Bescheid. Sie wendet sich an den Magistrat und während einer Ratssitzung erscheint sie mit ihrem Kinde in demselben Saal, in dem sie vor Jahren das Spiel vom „Jüngsten Gericht“ hat aufführen sehen. Sie trägt dem alten Peter Guntz ihre Klage gegen den Bruder vor und er fragt den Ratsherrn: „Ist es, wie sie sagt? Oder was habt Ihr dagegen vorzubringen?“ Gerdt erklärt, dass seine Stiefschwester keinen Anspruch auf ein Erbe habe. Die Mindes hätten nichts besessen. Erst durch seine Mutter sei das Geld in die Familie gekommen, das der Vater aber wieder verloren habe und noch jetzt sei das von ihr Eingebrachte noch nicht zurückerworben. „Und dies sagt Ihr an Eides statt, Ratsherr Minde?“ fragt Peter Guntz. „Ja, Peter Guntz!“ Ein Appell des alten Bürgermeisters an Gerdts Herz, er möchte aus christlicher Barmherzigkeit von seinem Recht ablassen, bleibt unberücksichtigt. Unerhört auch hier verlässt Grete den Saal.

Und nun verwirren sich ihr die Sinne. Schon vorher hatten sich Spuren von Trübungen ihrer Seele gezeigt. Der harte, ungewohnte Kampf um die Existenz, die Erniedrigung, die sie über sich ergehen lassen musste, die herbe Enttäuschung, die ihr die Freiheit brachte, der Tod des Geliebten und zuletzt die ihr angethane Schmach, der Schmerz und die Wut über das erlittene Unrecht verdüstern ihr den Verstand. Ratlos irrt sie in der Stadt umher und findet, als der Abend hereingebrochen ist, in einer Scheune Unterkunft. Und hier in Verblendung der Sinne übermannt sie das Gefühl des Hasses und der Rache. Um ihre Vaterstadt zu vernichten, legt sie Feuer an. Sie ersteigt einen Festungsturm, um sich von hier aus an dem Anblick der brennenden Häuser zu erlaben. Dann eilt sie zu ihrem einstigen Wohnhaus und entzündet es und entführt vor den Augen der vor Angst gelähmten Trud deren Knaben. Mit ihm und ihrem eigenen Kind ersteigt sie den Stephansturm. Und hier steht sie nun, während die ganze Stadt unten ein Feuermeer bildet. Aller Blicke sind nach der Höhe des Turmes und auf sie gerichtet. „Unter denen, die hinaufwiesen, war auch Gerdt. Den hatte sie mit ihrer ganzen Seele gesucht, und jetzt packte sie seinen Knaben und hob ihn auf das Lukengebälk, dass er frei dastand und im Widerschein des Feuers von unten her in aller Deutlichkeit gesehen werden konnte. Und Gerdt sah ihn wirklich und brach in die Knie und schrie um Hülfe, und alles um ihn her vergass der eigenen

Not und drängte dem Portal der Kirche zu. Aber ehe noch die Vordersten es erreichen oder gar die Stufen der Wendeltreppe gewinnen konnten, stürzte die Schindeldecke prasselnd zusammen, und das Gebälk zerbrach, an dem die Glocken hingen, und alles ging niederwärts in die Tiefe“ . . .

Schon diese Skizze zeigt Ihnen, wie viel Fontane stofflich zur Überlieferung hinzugethan hat. Auch wie er die Personen und Ereignisse für die künstlerische Darstellung zustutzte, ist schon aus der Analyse ersichtlich. In erster Reihe hat der Dichter alles in eine höhere Sphäre gehoben und es sich dann angelegen sein lassen das Sinken der Heldin in den niedern Stand begreiflich zu machen. Die historische Grete Minde hing sich an einen losen Buben, wie die Überlieferung sagt, an einen fahrenden Mann, wie wir sagen würden. Die Heldin der Dichtung flieht mit einem ebenbürtigen Jugendgespielen. Dass sie in Gesellschaft von Fahrenden geraten, erklärt sich hinlänglich eben daraus, dass sie von besserer Herkunft sind. Denn dadurch ist ihnen die Kenntniss des Lebens der Arbeit entzogen, in das der Arme und niedrig Geborene nur zu früh einen Einblick erhält. So ermangeln sie der Vorbereitung für einen ehrsamem Beruf. Ihre Flucht ist ein unbesonnenes, phantastisches Unternehmen, das in der Jugendlichkeit der Personen seine Erklärung findet. Aber der Dichter suchte es auch tiefer, durch ein sittliches Monument zu begründen. Darum lässt er beide ohne Mutterliebe aufwachsen. Beide entbehren der liebenden Sorgfalt der Eltern, die allein den Kindern das Heim zu einer Stätte des Friedens und der Freude macht.

Solche fundamentale Unterschiede im Charakter des Stoffes lehrt schon die Analyse. Von der sonstigen künstlerischen Eigenart der Dichtung aber kann keine Skizze eine Vorstellung geben. Die verschafft nur die eigene Lektüre. Schon „Grete Minde“ zeigt in der Entwicklung der Fabel, im Aufbau der Handlung, in der Verteilung der Motive, in der Art, wie die wichtigeren durch Winke und Andeutungen hervorgehoben werden, jene feine Struktur, die die Fontaneschen Dichtungen wie zarte Gewebe erscheinen lässt. Kein grösseres Motiv erfahren wir unvorbereitet. Es ist, als wenn der feine Sinn des Dichters sich dagegen sträubte, uns etwas Unvermutetes erfahren zu lassen. Alles ist leise, aber von langer Hand vorbereitet, nichts geschieht unvermittelt. Wenn er erzählen will, dass sich die Kinder im Walde verirren, flieht er, um uns in Stimmung zu versetzen und uns sachte zu dem Erlebnis hinzuleiten, vorher die Erzählung der Tangermündischen Sage von der Jungfer Lorenz ein, die sich in demselben Walde verirrt und von einem Hirsch aus der Tiefe des Forstes heraus bis an das Thor und in die Mitte der Stadt getragen wurde. — Wir haben gesehen, wie die Nonnen von Arendsee zuletzt in Gretes Schicksal eingreifen. Das geschieht nicht,

ohne dass schon vorher von ihnen einmal vorübergehend die Rede ist. Nach der heftigen Scene zwischen Trud und Grete verlangt jene von Gerdt die Entfernung der „Hexe“ aus dem Hause. „Wohin mit ihr?“ fragt Gerdt. „Ich hab an die Nonnen von Arendsee gedacht“, erwidert Trud. „Das ist nicht zu nah und nicht zu weit. Und da gehört sie hin. Denn sie hat ein katholisch Herz.“ (S. 92). — Einige Zeit vor dem Tode des alten Minde wird in rührend zarter Weise auf sein Verscheiden hingewiesen. Beim Maienfest erscheint auch er. Und kaum ist er vom Pferde gestiegen und hat Platz genommen, so pflückt Grete Blumen und sagt: „Soll ich Dir einen Kranz flechten?“ Aber der Alte lächelte: „Noch nicht, Grete. Ich warte noch ein Weilchen.“ Und sie sah ihn mit ihren grossen Augen an und küsste stürmisch seine welke Hand. Denn sie wusste wohl, was er meinte“. Übrigens ist der Ausdruck „sie küsste seine welke Hand“ eine Reminiszenz an Goethes Faust (V. 2699).

„Vielleicht hat dankbar für den heil'gen Christ,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküsst!

Gerdts Geiz und Habsucht wirkt am Schluss bestimmend auf das Schicksal Gretens. Deshalb wird früh, aber ganz nebenbei und scheinbar absichtslos auf diesen Charakterzug hingewiesen. Bei der Schilderung des Weihnachtsabends, an dem Greten neue Kränkung widerfährt, heisst es von dem Knaben des Bruders, dass er nach den Lichtern des Baumes haschte und vor allem nach dem Goldschaum, der reichlich in den Zweigen glitzerte. „'s ist Gerdts Kind“ sagte Grete, der ihres Bruders Geiz und Habsucht immer ein Abscheu war.“ (S. 66) Ja, weil der Zug so wichtig wird, begründet ihn Fontane tiefer und giebt uns zu verstehn, dass er die Schwäche von der Mutter geerbt hat. Denn sie trug, erzählt Regine Greten, immer selbstgebleichtes Linnen. Und warum trug sie's? Weil sie geizig war; und es sollt immer mehr und mehr werden. Denn sie war eines reichen Brauherrn Tochter, und alles Geld, das wir haben, kommt von ihr“ (S. 22). — Was in der Überlieferung der alleinige Anlass der Brandstiftung ist: die Verweigerung des Erbes wird bei unserm Dichter zur letzten treibenden Ursache des furchtbaren Ausganges. Auch auf dieses wichtige Motiv wird, lange bevor es entscheidend eingreift, angespielt und früh wird es vorbereitet. Der Scene ist schon gedacht, in der Grete vor Valtin ihr Herz ausschüttet und er sie aufrichtet mit dem Versprechen, alles, was sie nur wolle, für sie zu thun. Das hat sie hören wollen. Das, das!, heisst es. Und nun ist sie wie umgewandelt und träumt eine selige Zukunft. „Wir wollen aushalten, wie Du sagst, ruft sie beglückt aus, und wollen hoffen und harren, bis wir gross sind und unser Erbe haben. Denn wir haben doch eins, nicht wahr? Und haben wir das, Valtin, so haben wir uns, und dann haben wir die ganze Welt! (S. 63.) —

Natürlich lässt es sich der Dichter auch angelegen sein, ein besonders wichtiges Moment der Dichtung: das seltsame äussere Schicksal der Heldin begreiflich zu machen und von innen heraus mit ihrer Charakteranlage zu begründen. Grete ist eine von jenen häufigen Frauengestalten, wie sie Fontane besonders gerne schildert, die, von einer unbestimmten Sehnsucht erfüllt, mehr in der Vorstellung als in der Wirklichkeit leben und schliesslich ihrer starken Phantasie zum Opfer fallen. Sie wird zur Abenteuerin, nicht bloss weil ihr daheim die Liebe fehlt, weil sie hart behandelt wird, sondern auch weil ihr das Ferne, Ungewöhnliche im Lichte der Verklärung erscheint. Von ihrer Doppelexistenz hier auf der Erde und im Reich der Träume hören wir oft. Valtin hat ihr einmal von einem Thal erzählt, das tief in Bergen läge, über das der Sturm drüber hinginge, in dem kein Krieg wäre und die Menschen einander liebten. Das Thal sah Grete nun im Wachen und in Träumen. Viele Wochen lang. Und sie sehnte sich danach und wollte hin (S. 60). Ein ander Mal sagt sie: „Nun sieh, Valtin Du weisst, ich bin immer weit fort; weit fort in meinen Gedanken“ (S. 80). Und der Dichter berichtet von ihrer Gewohnheit, vor dem Einschlafen sich in wachen Träumen eine Welt der Freiheit und des Glückes aufzubauen. „Dabei sah sie sich am liebsten am Bug oder Steuer eines Schiffes stehn und der Seewind ging, und es war Nachtzeit und die Sterne funkelten. Und sie sah dann hinauf, und alles war gross und weit und frei. Und zuletzt überkam es sie wie Frieden inmitten aller Sehnsucht. Ihr Trotz wurde Demut und an Stelle des bösen Engels, der ihren Tag beherrscht hatte, sass nun ihr guter Engel an ihrem Bett“ (S. 65 f.). Auch Gretens furchtbare, im Irrsinn verübte Unthat sucht der Dichter aus ihrer ursprünglichen Anlage, ihrer Natur zu erklären. Und nicht bloss aus ihrem Hasse, dessen er sie recht fähig zeigt, leitet er sie her, sondern sie fliesst in echt menschlicher Tragik zugleich aus einer edlen Eigenschaft. Darum lässt er sie sagen: „Ich kann kein Unrecht sehen. Und wenn ich's seh, da giebt es mir einen Stich, hier grad' ins Herz, und ich möchte dann weinen und schrein“ (S. 56) . . . und ein zweites Mal wiederholen: „Ich mag kein Unrecht sehen und auch keines leiden.“ (S. 83).

Dieses Bestreben des Dichters, die Vorgänge leise vorzubereiten und miteinander zu vermitteln, nichts geschehen zu lassen als was schon angekündigt ist, so dass die Begebenheiten und ihre äusseren wie inneren Ursachen wie die Fäden eines Netzes miteinander verknüpft erscheinen, ist nicht bloss die Zierde eines Kunstwerks, sondern im tiefsten Wesen der Poesie begründet. Poesie ist verklärte Wirklichkeit oder wie es Jacob Grimm mit herrlichen Worten ausgesprochen hat: „Die Poesie ist nichts anders als das Leben selbst, gefasst in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache.“ Und wie im Leben und im Lauf der Welt Ursache und Wirkung aufs innigste verkettet sind, so muss auch in ihrem Abbild, der

Dichtung, das Gesetz der Causalität sichtbar sein. Wie moderne Dichter, besonders Fontane, Ibsen und Gerhart Hauptmann dieser Forderung gerecht werden, das ist der Determinismus, übertragen auf das Gebiet der Kunst.

Ich habe zu zeigen gesucht, wie viel Fontane hinzuthut, um aus dem überkommenen Stoff eine Dichtung zu gewinnen. Meist liess er dabei die eigene Phantasie walten. Allein für einige Züge benutzte er die Überlieferung. Um die Chronologie blieb er dabei freilich unbekümmert. So haben in der That Puppenspieler im Rathaus zu Tangermünde eine Vorstellung des „Jüngsten Gerichts“ gegeben und es ereignete sich auch dabei ein Brandunglück, wie der Dichter erzählt. Aber die Begebenheit, die uns Ritner berichtet, fiel ins Jahr 1646, beinahe dreissig Jahre später als Fontane sie geschehen lässt. Eine zweite von Ritner unabhängige Darstellung des Vorganges giebt Sebaldus, *Breviarium historicum* p. 432. Dass der Dichter ihn sich nicht entgehen liess, wird man begreifen. Denn einmal:

„Gaukler und Dichter

Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.“

Dann aber, welchen Vorklang musste die Aufführung des „Jüngsten Gerichts“ für eine Erzählung geben, die mit einem so furchtbaren Strafgericht schliesst! Welch symbolische Bedeutung gewinnt das Spiel! Die packende Schilderung, die er von seinem Wesen und Inhalt entwirft, giebt er übrigens ganz aus Eigenem, ohne irgend eine Vorlage, etwa das mittelalterliche Mysterium, das dieses Thema behandelt, benutzt zu haben (Mone, *Schauspiele des Mittelalters* 1, 273 f. „Das jüngste Gericht“, hrsg. von Nic. Senn v. Buchs-Werdenberg. Teufen 1869. August Hartmann, *Volksschauspiele. In Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt.* Leipzig 1880 p. 412 ff.)

Auf ihrem letzten Spaziergang vor der Flucht erzählt Grete ihrem Valtin bei dem Anblick des Dorfes Fischbeck von ihrem Pfarrer, der Sohn eines Fischbecker Bauern war und seines Vaters Pferde hüten sollte, ihm aber im Drang nach Höherem entlief und schliesslich am selben Ort Prediger wurde. „Und sein Vater hat es noch erlebt“. (S. 79.) Diesen Zug fand Fontane in Pohlmanns *Geschichte von Tangermünde.* (S. 239.) Aber hier wird der interessante Lebenslauf von Lorenz Prätorius, dem zweiten Prediger an der Stephanskirche, erzählt, der ein Zeitgenosse Grete Mindes war und 1626 starb.

Wie Fontane hier sorglos auf einen Namenlosen und an einem andern Ort Lebenden überträgt, was in Wirklichkeit für einen bestimmten, in Tangermünde ansässigen Geistlichen zutraf, wie er bei der Gestaltung der Fabel mit der Überlieferung souverän schaltete, so hat er auch sonst die äussere Geschichtlichkeit bewusst verletzt. Aus Küsters *Antiquitates Tangermundenses*, die er wahrscheinlich benutzte und auf die ihn

das von ihm, wie wir noch sehen werden, sicher herangezogene Bekmannsche Werk verwies (Bekmann 5 Thl. I. Buch VI. Kap. Sp. 35), aus den Antiquitates konnte er ersehen, dass die beiden Bürgermeister Tangermündes in dem Jahre der Brandstiftung Caspar Helmreich und Peter Asseburg waren. Er aber lässt Peter Guntz damals an der Spitze des Regiments stehn, von dem wir nur wissen, dass er i. J. 1598 das Scepter führte, während er 1617 anscheinend längst tot war. Und bei der Aufzählung der Ratsherren (S. 153) bedient er sich ausser bei Caspar Helmreich, der aber, wie gesagt, Bürgermeister war, fingierter Namen obgleich ihm an derselben Stelle die authentischen zu Gebote standen.

Ganz am Schluss der Dichtung erscheint der altmärkische Landeshauptmann. Fontane giebt ihm den Namen Achaz von der Schulenburg. So hiess in der That einmal der unmittelbare Vertreter des Kurfürsten in der Altmark. Nur lebte er zwei Menschenalter später und wird als Truppenführer 1675 beim Anmarsch der Schweden genannt. Das konnte Fontane etwa aus Pohlmanns „Historischen Wanderungen durch Tangermünde (Tangermünde 1846, S. 68) erfahren. Dass er dieses Buch benutzt hat, möchte sich daraus ergeben, dass hier unter den angesehenen Familien der Stadt die Zernitze und Guntz aufgezählt werden (S. 99 f.). Wirklich hiess der Mann, der i. J. 1617 das höchste Amt in der Altmark bekleidete, Thomas von dem Knesebeck. Es ist der selbe, dessen Büste nächstens das Denkmal Johann Sigismunds in der Siegesallee zeigen wird. Auch diesen Namen konnte Fontane aus Bekmann entnehmen, der alle Landeshauptleute, soweit sie bis zu ihm hin festzustellen waren, nennt (Bekmann 5. Thl. 1. Buch 1. Kap. Sp. 55). Ebenso war es ihm ein Leichtes, aus seiner Beschreibung von Arendsee zu erfahren, dass die damalige Domina des Klosters Eva Margarita von Wartenberg hiess. Fontane nennt sie v. Jagow. Neben ihr führt er noch die Namen einiger anderer an: Ilse von Schulenburg, Barbara v. Rundstedt, Adelheid v. Rademin, Mette v. Bülow. Zwei dieser Namen sind nicht rein fingiert, sondern einer Urkunde vom Jahre — 1481 entnommen, die die siebzig Insassen des Nonnenklosters aufzählt. Die Urkunde ist unter den genannten Büchern nur bei Bekmann (1. Buch 9. Kap. Sp. 36 f.) abgedruckt und damit gewinnen wir die Thatsache, dass unser Dichter dieses heute noch für jeden märkischen Forscher unentbehrliche Buch herangezogen hat. In ihm konnte Fontane auch lesen, (V. Teil 1. Buch 9. Kap. Sp. 28), welchen Namen der damalige Pfarrer von Arendsee führte, den er Roggenstroh nennt. Er hiess Steff. Thuritz. Nur der Prediger Gigas amtierte wirklich in der Zeit in Tangermünde. Doch fehlt ihm in der Überlieferung jeder persönliche Zug. Die prächtige Gestalt der Dichtung ist Fontanes freie Erfindung. Küster berichtet von ihm, dass er eine rühmliche Gelehrsamkeit besass und deshalb zu einer religiösen Unterredung mit einem bekannten Theologen berufen wurde

(III, 76). Daher vermute ich, dass Fontane das Küstersche Buch gekannt hat. Denn von dort mag er die Anregung empfangen haben, ihn von dem Kurfürsten zu einem Religionsgespräch einladen zu lassen (S. 70). Zwar erzählt auch Bekmann (V. Tl. 1. Buch 6. Kap. Sp. 13), dass Gigas den Unterredungen beiwohnte, die im September und Oktober 1614 auf Befehl des Kurfürsten in der Nicolaikirche zu Berlin von den kirchlichen Inspektoren abgehalten wurden und das könnte Fontane auch schon zu seiner Erfindung angeregt haben, allein es ist schon aus einem anderen Grunde wahrscheinlich, dass unser Dichter den Küster benutzte. Wenn er auf dem Titel seiner Erzählung sagt „Nach einer märkischen Chronik“, so ist doch anzunehmen, dass er mindestens Ritners Bericht gekannt hat. Dass ihm der aber in dem Küsterschen Abdruck zugänglicher war als im Original oder vielleicht allein zugänglich, ist oben (S. 391) bemerkt. Fontane hat sich von Gigas eine ganz persönliche Vorstellung gemacht, wenn er von seinen roten Augen spricht, die der Wimpern entbehren (S. 300). Ganz in seiner Art und reizend erfunden ist dann der Zug, dass dieser ernste Mann, als ihm die hübsche Trud entgegenkommt, sich aufrichtet und grader geht als gewöhnlich. „Nicht zu glauben! . . . Und ist so alt und so fromm“, murmelt die alte Magd, die das sieht (S. 30).

Wie aber Fontane in bezug auf die Namen willkürlich verfährt und die Chronologie verletzt, so erfindet er auch Thatsachen, die historisch nicht begründet oder jedenfalls nicht erweislich sind. Er lässt den Kurfürsten in Tangermünde weilen, ohne dass irgendwo in der Ueberlieferung von einem Besuche der Stadt durch den Landesherrn die Rede ist. Bezeichnender Weise spricht er auch immer nur von dem Kurfürsten, ohne ihm den Namen Johann Sigismund beizulegen, wie er auch, was sehr bemerkenswert ist, nirgends die Zeit oder auch das Jahrhundert geradezu nennt, in dem sich die Vorgänge abspielen. Wohl aber ist er, wie wir noch sehen werden, bemüht, mittels innerer Momente zu datieren. Indem er sich aber in bewusster Tendenz mit der Ueberlieferung in Widerspruch setzt oder über sie hinausgeht, indem er die Begebenheiten seiner Dichtung weit überwiegend frei erfindet, baut er sich eine eigene, zwischen Realität und Irrealität schwebende, unbestimmte Welt. Nicht die Wirklichkeit, die doch nicht zu erreichen war, will er geben, sondern ihr verklärtes Abbild nach dem Worte Schillers:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Und er durfte auf die äussere Geschichtlichkeit verzichten, weil er sich bewusst war, die innere, den Geist der Zeit getroffen zu haben.

Die Epoche, in der sich Grete Mindes Schicksal abspielt, ist hauptsächlich durch ein Moment bezeichnet: die erbitterten Glaubenskämpfe.

Der Katholik steht dem Protestanten schroff gegenüber, und innerhalb der evangelischen Religion befehden sich Lutheraner und Calvinisten mit einem Eifer und Fanatismus, die einer besseren Sache würdig gewesen wären. Und diesen entscheidenden Zug der Zeit greift Fontane mit dem seherischen Blicke des rückwärts gewandten Propheten auf und verwebt ihn aufs innigste mit seiner Dichtung, der er dadurch erst den weltgeschichtlichen Hintergrund giebt. Darum wird der religiöse Gegensatz zu einem treibenden Motiv in dem Schicksal der Heldin. Ihre Mutter war Katholikin. Sie selbst steht im Verdacht katholischer Neigungen. Der Hass, den die streng lutherische, bigotte Trud gegen sie hegt, wurzelt zunächst in dieser Verschiedenheit des Glaubens.

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgeraut.

Darum auch gewährt Fontane dem Besuch des Kurfürsten, der die Toleranz gegenüber der Unduldsamkeit vertritt, einen breiten Raum und man begreift, warum er so lange bei der Predigt verweilt, die Gigas, der Repräsentant des Luthertums, vor dem calvinistischen Kurfürsten zu halten hat. Darum auch die Gegnerschaft der Domina des Klosters in Arendsee und des hartgläubigen Pfarrers Roggenstroh (vergleiche auch, was S. 28 von der Werkheiligkeit gesagt wird).

Übrigens lässt Fontane den Kurfürsten in der Unterredung mit Gigas einen seine milde Gesinnung ausdrückenden Ausspruch thun (S. 70f) in einer Weise, als citiere er dabei wörtlich den Bericht von Chronisten. Der Ausspruch ist ganz im Geiste der von Johann Sigismund bezeugten Anschauungen. Aber wörtlich überliefert finde ich ihn nirgends. Und von Chronisten dieser Zeit, die so etwas melden könnten, ist mir und nicht nur mir, auch bewährten Historikern, die ich befragt habe, nichts bekannt. Ich glaube, dass auch hier eine freie, aber berechnete Erfindung Fontanes vorliegt.

Mit dieser innern Geschicklichkeit verbindet sich die ethische Vertiefung des Stoffes, der ins Allgemein-Menschliche erhoben und an das ewige Gesetz von Schuld und Sühne geknüpft wird. Der Dichter hat sich bemüht und es ist ihm auch gelungen, in seiner Heldin eine liebenswerte Gestalt zu schaffen, der wir unser Mitgefühl zuwenden, aber schuldlos steht sie nicht da. Gewiss, in erster Reihe ist sie ein Opfer der sie umgehenden Verhältnisse. Immer wieder betont der Dichter, dass ihr die rechte Liebe mangelte, dass man ihr kein Herz entgegenbrachte. „Und wo das Herz fehlt, da fehlt das Beste“ (S. 91). Aber sie hat auch ihren thätigen, verantwortlichen Anteil an dem Verhängnis, das über sie hereinbricht. Sie handelte eigennützig, als sie den im Grunde widerstrebenden Jugendgenossen zur Flucht bewog. Sie gesteht es selbst, als er auf dem Sterbebette liegt. „Ich bin schuld

an Deinem Elend und nun bin ich schuld an Deinem Tod . . Ich liebe Dich so sehr. Aber nicht genug, nicht genug, und es war nicht die rechte Liebe. Sonst wär' es anders gekommen, alles anders“ Denn sieh, ich habe nur an mich gedacht; das war es; da liegt meine Schuld (S. 116 f.).

Fontane hat also — das haben wir gesehen — die äussere geschichtliche Wahrheit absichtlich verletzt und sich an das Dichterwort gehalten: „Genug, den Poeten bindet keine Zeit“, dafür aber die innere, den Zeitgeist meisterhaft getroffen und dabei zugleich das Zeitlose, das ewig Geltende im Auge behalten. Sollte er nicht aber seinen Sinn auch auf das gerichtet haben, was man Zeitcolorit nennt, er, der wenige Jahre nach der „Grete Minde“ im „Schach von Wuthenow“ ein unvergleichliches Muster eines Zeitgemäldes schuf? In der That war er auch darauf bedacht. Zunächst nach der sprachlichen Seite hin, indem er, was die citierten Stellen schon erkennen liessen, eine leise archaisierende Diktion verwendet. Ich muss freilich gestehn, dass mir persönlich diese altertümliche Färbung nicht zusagt, dass ich den Dichter hier nicht glücklich finde. Das Altertümeln besteht im wesentlichen in der Syncope und Apocope von Flexionssilben, in der Anwendung des unflektierten Adjektivs. Also Fontane sagt zuweilen *fein's* für *feines* (S. 54), ein *hässlich Kind* (*ebenda*), *Heimstätt'*, *Sitt'*, *Sach'*, *bitt'*, *mein' Nacht* usw. Und diese Verstümmelungen sind nicht etwa bloss Elisionen, d. h. stehen vor Vokalen, sondern finden sich vor Konsonanten. Dass sie vor Vokalen eintreten, ist bei Fontane selbstverständlich, der auch in der Prosa stets mit eiserner Konsequenz und auf Kosten des Üblichen den Hiatus meidet. Hin und wieder findet sich eine künstliche Form wie „wiewohlen“, *obwohlen*“ für „wiewohl“, „obwohl“ (S. 22), *allemalen* (S. 81) und andere. Einmal in der Ankündigung des Puppenspiels ist die Sprache des 17. Jahrhunderts und besonders die eigentümlich pomphafte Ausdrucksweise derartiger Mitteilungen glücklich getroffen (S. 310).

Ausser durch die Sprache wird der Charakter der Zeit durch Beschreibung von Trachten (Kostüm der Frauen (S. 70), Trauerkostüm (S. 46), Radkrause des Predigers (S. 47), bezeichnender Sitten und Gebräuche (Thymianbusch an der Decke des Zimmers (S. 73), durch Angabe beliebter Speisen und Getränke (S. 132 Ulmer und Basler Lebkuchen, Deckelphiole mit Syrakuser Wein) angedeutet.

Sehr bemüht ist Fontane um das Lokalkolorit. Die Burg von Tangermünde, das Wahrzeichen der Stadt, die Karl IV. ausbauen liess, auf der ein brandenburgischer Kurfürst geboren wurde, wird zum Schauplatz wichtiger Scenen. Mit historischen Reminiszenzen, die sich an die Stadt oder Umgegend knüpfen, wird nicht gespart. Auf die grosse Schlacht an der Tanger zwischen Deutschen und Slawen i. J. 983 wird angespielt. Von dem Schatz in der Tangermünder Kirche, mit dem der verabschiedete Kanzler v. Buch seinen gefangenen Kurfürsten Otto IV mit dem Pfeil

löste, ist die Rede (S. 78 f.). Wie kunstvoll die Sage von der Jungfrau Lorenz benutzt wird, haben wir vorher gesehen (oben S. 400). Auch auf eine Stendalsche von einer eingemauerten Nonne (deren Existenz ich jedoch nicht festzustellen vermag und nicht bei Weiss (Die Sagen der Stadt Stendal) noch bei Temme (Die Volkssagen der Altmark) finde), beruft sich Grete einmal (S. 60), wie auch vom Stendalschen Roland die Rede ist (S. 22). Die typische Erscheinung, dass Nachbarstädte in einem Neck- und Spottverhältnis zu einander stehn, hat sich der Dichter mit Glück zu Nutze gemacht. So sagt Regine einmal verächtlich: 's war eine Stendalsche, weiter nichts (S. 22), während den Gardelegern eine vornehme Art zugeschrieben wird. Es giebt eine alte Charakterschilderung der sieben altmärkischen Städte in niederdeutscher Mundart:

Die Stendalschen trinken gerne Wien.
 De Gardeleger wülln Junker sien.
 De Tangermüdschen hebbben Moth.
 De Soltwedler hebbben dat Goth u. s. w.

Diese Verse verwendet Fontane ebenfalls in freier Weise (S. 112). Er könnte sie aus Temmes Sagen der Altmark (S. 51) geschöpft haben. Allein ich fand sie auch ohne jede Quellenangabe in der Zeitschrift „Der Bär“, Jahrg. 1879 (S. 92) citiert. Es ist sehr wohl möglich, dass gerade zu der Zeit, da Fontane mit der Dichtung beschäftigt war, sie ihm an dieser Stelle vor Augen kamen und er dadurch angeregt wurde, von ihnen für sein Werk Gebrauch zu machen.

Eine poetische Lizenz gestattet er sich auch hier beim Herausarbeiten des Lokalen. Er erzählt, wie Grete Minde, als sie vom Bruder abgewiesen aufs Rathaus geht, ihr Recht zu fordern, an der Rückwand des Hauses den schönen Spruch liest:

Hastu Gewalt, so richte recht.
 Gott ist dein Herr und du sein Knecht.
 Verlass dich nicht auf dein Gewalt,
 Dein Leben ist hier bald gezahlt.
 Wie Du zuvor hast 'richtet mich,
 Also wird Gott auch richten dich;
 Hier hastu gerichtet nur kleine Zeit,
 Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.

Er verwertet die Verse dann noch weiterhin. Nun sind sie aber nicht im Tangermünder Rathaus zu lesen, sondern sie befanden sich auf einer Tafel, die vor der Ratsstube in Stendal hing. (Bekmann V. Teil, 1. Buch, 2. Kap., Sp. 143. Götze, Urkundliche Geschichte der Stadt Stendal, Stendal 1873, S. 8).

Ich habe vom Standpunkt, den Fontane bei der Gestaltung des Stoffes gegenüber der Überlieferung einnahm, von der Art und dem Wesen der Dichtung, ihrem Charakter ein Bild zu geben versucht, und

möchte zum Schluss auf den Stil hinweisen, den der Dichter im ganzen für sein Werk gewählt hat.

Man hört wohl sagen: Fontane sei in seinen Schöpfungen immer derselbe, seine so persönliche Eigenart kehre immer wieder und gebe allen seinen Dichtungen dasselbe Gepräge. Wäre das wahr, so wäre er nicht der grosse Künstler, den wir in ihm nicht minder verehren als den trefflichen Humoristen, den geistvollen Plauderer, den tiefsinnigen Menschenkenner und weisen Beobachter des Weltlaufs. Wie jeder bildende Künstler seine Manier hat, auch der grösste, wie wir Botticelli und Michel Angelo, Raphael und Rubens in allen ihren Werken wiedererkennen, so hat auch jeder Dichter seinen Ton, auch der grösste: Shakespeare so gut wie Goethe, Lessing so gut wie Schiller. Und so hat auch Fontane seine bestimmte, persönliche Note. Allein es gehört zu den elementarsten Forderungen der Kunst, den Stil eines Werkes dem Stoff anzupassen. Ja, man kann sagen: bei einem wirklichen Dichter bringt jeder Stoff seine eigene Form mit sich. Wer alle Vorwürfe gleichmässig behandelt, ist ein Stümper. Und so hat denn auch Fontane in der „Grete Minde“ die Darstellungsart mit tiefer Weisheit und echtem Kunstverstand dem Charakter des Stoffes entsprechend gewählt. Er, der treffliche Kenner der englischen, nordischen und deutschen Volksballaden hat sichtlich deren Stil zum Vorbild genommen, jenen Stil, bei dem die Poesie nicht zu ruhiger Entfaltung und gleichförmigem epischen Fortschreiten gelangt, sondern, wie Wilhelm Grimm schön sagt (Deutsche Heldensage S. 365), auf einem in der Höhe genommenen Standpunkt ruht, wo das Auge, über die Ebenen wegschauend, nur auf vorragenden Gipfeln verweilt. Fontane selbst hat für diesen Stil die Bezeichnung „balladesk“ geprägt. Er, der in seinen das moderne Leben widerspiegelnden Romanen, wie auch in „Vor dem Sturm“ zur behaglichsten Breite ausläßt, ist in der „Grete Minde“ lakonisch. Nur die hervorspringenden Momente der Handlung giebt er. Wir erfahren beispielsweise, dass Grete mit Valtin flieht, aber welchen Eindruck das auf die Nächsten macht, auf Gretes Bruder und Schwägerin, auf Valtins Eltern, davon hören wir nichts. Erst drei Jahre später finden wir das Paar wieder. Und da sind der alte Zernitz und Emrentz, Regino und der Prediger Gigas vom Schauplatz verschwunden. Und mancher könnte fragen, warum die überall abgewiesene Grete nicht zu ihrem alten Gönner und Beschützer ihre Zuflucht nimmt? Die Antwort darauf würde lauten, dass — vorausgesetzt dass Gigas noch am Leben ist — wohl Scham und ihr Schuldbewusstsein sie hindern, ihren einstigen geistlichen Berater aufzusuchen.

Dass Fontane diesen rhapsodischen Stil wählte, mag er sich nun mit klarem Bewusstsein Rechenschaft darüber abgelegt haben oder mag es mehr instinktiv geschehen sein, die Wahl ist ein Ausfluss seines

realistischen Empfindens, des Gefühls, dass man bei einem so lang zurückliegenden Ereignis das Einzelne nicht mehr wissen könne und sich begnügen müsse, die Hauptmomente, wie sie etwa in der Erinnerung des Volkes haften geblieben wären, herauszuheben. Die historischen Romane, in denen auch das Unbedeutende haarklein geschildert, das, was wir nicht mehr wissen können, mit peinlicher Sorgfalt verzeichnet wird, gegen die musste sich seine gesunde Anschauung sträuben.

Dieser volksmässige Stil hat Fontane auch veranlasst, so reichlich Volkslieder und Volksreime in die Dichtung einzustreuen. (S. 34. 57. 64. 115), hat ihn bestimmt ein Volksfest zu schildern und Sagen und Märchen zu verwenden. Vielsagend wird gleich im Beginn auf das vom Machandelboom angespielt (S. 298).

Aus dieser Darstellungsform zieht auch die Behandlung des Stoffes Gewinn, indem er dadurch etwas Schattenhaftes, fast Gespenstisches erhält. Besonders am Schluss wird das Grausige durch sie diskret gemildert und der Dichter gewinnt die Möglichkeit das Furchtbare sänftigend zu verklären. Und noch einen Vorteil bot ihm die Anwendung dieser Methode. Wovon Gebrauch zu machen der rein realistische Stil ihm verboten hätte, das gestattet ihm der volksmässige, nämlich jene dritte Welt zu streifen, die die Poesie zur Anschauung zu bringen vermag, die Welt der Ahnungen und Träume. Kühn greift er ins Gebiet geheimnisvoller Mystik. Eben hat man Gretes Vater ins Grab gesenkt. Die ihm das letzte Geleit gaben, haben den Kirchhof verlassen. Sie ist allein zurückgeblieben und sitzt auf der Bahre. Eine trübe, ahnungsvolle Stimmung ergreift sie. Sie will beten, aber sie kann nicht Plötzlich sieht sie auf, und gewahrt, dass das Abendrot in den hohen Chorfenstern steht und dass alles um sie her wie in lichtem Feuer glüht: die Pfeiler, die Bilder, die hochaufgemauerten Grabsteine. Da ist ihr, als stehe die Kirche rings in Flammen und von rasender Angst erfasst, flieht sie (S. 49) Jahre sind seitdem vergangen. Grete hat eben das Zimmer des Klosters Arendsee verlassen, in dem sie die 95 jährige Domina empfangen und ihr versprochen hat, ihrem Valtin ein ehrliches Begräbnis zu gewähren. Die Domina und ihre Vertraute sind allein. Die Domina sagt: „Unglücklich Kind. Sie hat das Zeichen.“ „Nicht doch; sie hat schwarze Augen. Und die hab ich auch“, entgegnet Ilse von Schulenburg. „Ja, Ilse. Aber Deine lachen und ihre brennen.“ „Du siehst zu viel, Domina.“ „Und Du zu wenig. Alte Augen sehn am besten im Dunklen. Und das Dunkelste ist die Zukunft.“ Drei Tage später kommt ein Bote des Landeshauptmanns, um vom Kloster für das brennende Tangermünde Hilfe zu erbitten. Die Domina fragt nach seinem Begehre. „Gute Nachricht?“ „Nein, böse. Tangermünde liegt in Asche.“ „Und Grete?“ „Mit unter den Trümmern.“ „Armes Kind Ist heute der dritte Tag Ich wusst es“

So hat ein märkischer Dichter einen heimatlichen Stoff gestaltet. Frei und souverän schaltete er mit dem Rechte des Genius mit der Überlieferung, nicht anders wie siebzig Jahre vor ihm Heinrich von Kleist im „Michael Kohlhas“ oder bei der Dramatisierung der Geschichte des Prinzen von Homburg verfuhr. Und ist auch seine Dichtung keine diesem unvergleichlichen Drama, dieser grössten poetischen Schöpfung der Mark ebenbürtige That, so schuf er doch ein Werk voll echter Poesie und von jener Tragik, die den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt.

Kleinere Mitteilungen.

Oderberg in der Mark vor 50 Jahren und heute. Anfangs der fünfziger Jahre, als Oderberg noch ca. 1800 Einwohner zählte, wo das Wasser der neuen Oder von Stützkow, Stolpe und Hohensaathen herauf noch freien Spielraum hatte und die Fischer noch mit dem grossen Garnnetz auf den Oderberger Seen fischen konnten, waren bei eingetroffenem Hochwasser im Frühjahr die Fischer infolge Sturmes oft genötigt, ihre Kähne an irgend einem Obstbaum in den Gärten zwischen Oderberg und Hohensaathen festzulegen. Nach solchem nächtlichen Sturm hörte man am andern Morgen sehr häufig, dass mehrere Kähne mit Ladung untergegangen und Schiffer dabei ertrunken seien. Der Schifferkirchhof, zwischen Oderberg und Hohensaathen belegen, legte davon Zeugnis ab.

Der Ackerbürger, welcher im Bruch seine Wiesen hatte, musste sein Heu, falls er es nicht auf die Höhe bringen wollte, auf Pfählen, gewöhnlich in Manneshöhe, um eine Stange in Haufen bringen, um es nicht vom Wasser beschädigen zu lassen. Der Preis des Heues wurde damals nach Schätzung des Haufens gehandelt und betrug nach heutigem Gelde und Gewicht pro 50 Kilo 75 bis 160 Pfg. Der Personen- und Wagenverkehr wurde bei Hochwasser nach Neuenhagen und Freienwalde täglich 1—2 Mal per Fähre bis Neuenhagener Fichten aufrecht erhalten. Den Kaufmanns-Güterverkehr unterhielt in der Regel das Einspanner-Fuhrwerk des Engros-Lumpenhändlers Guthertz vom Bahnhof Neustadt nach Oderberg. Das Fuhrwerk fuhr wöchentlich 1—2 Mal mit Lumpen nach Neustadt und brachte die Waren spät abends mit. Es war lustig mit anzusehen, als der Fuhrmann die Bärme zum Pfingstkuchen vergessen hatte. Der damalige Kaufmann Hülfers sandte deswegen andern Tages nach Neustadt einen Boten, welcher dann am hohen Nachmittag des letzten Tages vor dem heiligen Abend damit ankam. Wohl ein paar Dutzend Frauen hatten sich vor dem Hülferschen Laden aufgestellt und lauerten auf den Boten. Diese mussten sich von Vorübergehenden manche Utzerei gefallen lassen, die auch sogleich erwidert wurde. Natürlich war die Bärme, als sie ankam, im Nu vergriffen.

Bei der Kleidung wurde damals nicht viel auf modernen Schnitt gesehen, namentlich bei uns Jungen nicht. Bekam solch neunjähriger Junge ein Paar neue Hosen, so wurde darauf gehalten, dass dieselben bis zur Einsegnung passten.

Mir ist heute noch in Erinnerung, wo eine Frau zu dem Schneidermeister S. beim Hosenmassnehmen sagte: „August, mock se man den Jungen recht vollkommen!“

Mitte der fünfziger Jahre nach Beendigung der Melioration (Verwallung) hob sich auch der Wohlstand der Wiesenbesitzer. In den Jahren 1857—59 traten bei trockenem, heissen Sommern gute Heuernten und hohe Preise ein, so dass der Händler das Heu nach Gewicht kaufte und schlankweg 1 Thaler 5 Sgr. bis 1 Thaler 10 Sgr. zahlte. Jetzt bekamen die niedrigen Wiesen einen höheren Wert, auch kamen ab und zu Tauschgeschäfte zwischen hohen und niedrigen Wiesen unter den Eigentümern vor.

Anfang der sechziger Jahre fing man schon an, einige Schneidemühlen zu bauen.

Das Holzlager auf dem See, welches vordem bis zum Blockhause resp. oberhalb des Teufelsberges lagerte, zog sich von Jahr zu Jahr mehr nach Oderberg. Die Grossgarnfischerei musste eingestellt werden. Das Aalstechen, ein uraltes Recht, welches alljährlich am Aschermittwoch auf dem See begann und ein Vergnügen der Einwohner war, wurde polizeilich verboten. Als Grund wurde Tierquälerei angegeben. Sehr viele von den Einwohnern gingen weiter stechen, weil sie sich auf ihr schriftliches Urkundenrecht stützten. Leider wurden alle mit einem Strafmandat von 5 Thalern bedacht, die jeder zahlen musste, da eine Urkunde nicht mehr zu finden war. Das Aalschnurlegen wurde nicht als Tierquälerei angesehen. —

Mitte der sechziger Jahre verlegte sich die Holzindustrie mehr und mehr von Liepe nach Oderberg, was zur Hebung Oderbergs viel beitrug. Durch die guten Verdienste in den siebziger Jahren bekam auch das Vereinsleben mehr Aufschwung. Man veranstaltete sogar schon Vereins-Maskenbälle, von denen man in den sechziger Jahren nur vom Hörensagen wusste.

Auch die Ladengeschäfte stehen heute schon auf einem anderen Standpunkt. Sie bieten alles, was der Mensch irgendwie zur Leibesnahrung und Notdurft bedarf, von den feinsten Conserven bis herab zum alten Sechserkäse.

Gab es früher Einquartierung, so musste der Soldat zufrieden sein mit dem, was jeder selbst in der Wirtschaft gewann oder von den Dörfern bezog, z. B. Oderberger, Lunower oder Paarsteiner Butter, Spickgans oder geräucherte Bratwurst u. s. w.

Heute liegt die Sache anders, da hat ein findiges Warenhaus den Lieferanten von den Dörfern Konkurrenz gemacht, indem es den Hausfrauen zur Einquartierung die Vorzüge seiner Margarine anpreist. Der Soldat scheint jedenfalls diese schönen Delikatessen in seiner Garnison nicht zu bekommen.

Eine Sache hat sich seit 40 Jahren nicht verbessert, vielmehr verschlechtert; die Übertretung des 7. Gebots. Wenn da jemandem, wie es kürzlich passiert ist, ca. 12 Capitzen Heu gestohlen werden, so kann der

Eigentümer des Heues solches nicht ohne weiteres hingehen lassen, denn so viel Heu will doch faktisch verladen sein. Da ist es ihm nicht zu verdenken, wenn er eine anständige Belohnung für die Ermittlung der Spitzbuben ausschreibt. Früher nahmen sie den Leuten höchstens eine halbe Capitze, und dies geschah doch bloss aus Schabernack.

Oderberger Ztg. 22. 9. 1900. B. in W.

Erinnerungen an Mord und Totschlag in der Mark Brandenburg.

Von Otto Monke.

1. Der Totschlag bei Sähle unweit Lychen. An der Chaussee, die von Lychen nach dem mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg führt, liegt zur rechten Seite, unfern von Sähle, hart am Wege der sogenannte Totschlag. Bis zu den sechziger Jahren lag dort ein Reisighaufen, auf welchen Vorübergehende nach altem Brauche Zweige warfen. Dieser Totschlag verdankt seinen Namen folgender Begebenheit, von welcher mir im Oktober 1899 eine alte 75jährige Frau aus Himmelfort, die Holz im Walde sammelte, erzählte.

Vor mehr als 100 Jahren ging ein Arbeitsmann aus der Lychener Gegend nach Fürstenberg, um dort verschiedene Einkäufe zu besorgen. Zuletzt kaufte er noch ein Päckchen Nägel, die er lose in seine Hosentasche schüttete. Fast all sein Geld war ausgegeben; nur noch einen Groschen hatte er in der Tasche. „Was sollst du den noch mit nach Hause nehmen!“ dachte der Mann; alsbald trat er in den Laden des Kaufmanns Peters (jetzt Böss in der Baalseestrasse) ein und liess sich einen Schnaps einschänken. Als es aber ans Bezahlen gehen sollte, konnte er seinen Groschen nicht finden. Längere Zeit wühlte er mit der Hand unter den klimpernden Nägeln herum und sagte dabei: „Kann ich denn unter euch Hundert den einen nicht finden?“ Das hörte ein anderer Mann, der ebenfalls dort im Laden sein Schnäpschen trank. Kaum hatte der vernommen, woher der Mann sei, so eilte er ihm vorauf. Hinter einem Busch am Wege lauerte er dem Arbeitsmanne auf. Als nun dieser seines Weges daher kam, sprang der Bösewicht plötzlich hervor und erschlug ihn. Kaufmann Peters aber sagte, als die Kunde von dem Morde nach Fürstenberg drang, zu seinen Gästen: „Nun seht mal, hat doch der Gaudieb das gehört!“ Obgleich er nun den Thäter genau beschreiben konnte, blieb derselbe doch unentdeckt. Zum Andenken an die schreckliche That warfen Vorübergehende Zweige auf die Stelle, wo der Mann erschlagen worden war. Zwar ist von dem Reisighaufen heut nichts mehr zu sehen; doch heisst der Ort bei Holzsammlern und Besingweibern noch heut „der Totschlag“.

So hat die alte Frau (Berg aus Himmelfort) die Geschichte von ihrer Mutter gehört. Sie selbst hat noch Zweige auf den Haufen geworfen, „damit man daran denke“, oder — wie sich ein Bauersmann aus dem nahe gelegenen Dörfchen Pian ausdrückte — „damit man wisse, wo der Mord geschehen sei“.

2. Der Totschlag bei Fürstenberg in Mecklenburg am Wege zwischen Fürstenberg und Menow an der mecklenburgischen Grenze. An

diesem Wege lag früher ein Reisighaufen, der die Stelle bezeichnete, wo einst ein Schornsteinfeger-Gehilfe nächtlicherweile seinen Meister erschlug. Der Bursche setzte seinen Weg fort und kam durch verschiedene Dörfer, sagte aber niemand etwas von der Sache. Endlich gelangte er nach Menz. Dort ging er zum Dorfschulzen und erzählte ihm, was er gethan habe; denn“, sagte er, „ich kann nicht mehr weiter, immer geht der Meister dicht vor mir!“

Nach Mitteilung eines aus Neu-Globsow gebürtigen und jetzt im Dörfchen Pian bei Himmelpfort ansässigen Arbeiters, der mich über den Moderfitzer See fuhr.

Derselbe berichtete gleichzeitig über eine andere Begebenheit, die sich am Westufer des Grossen Stechlin-Sees zugetragen hat. Hier überraschten einst Grenzwächter eine Schmugglerbande, die mit einer ganzen Wagenladung unverzollter Waren aus dem Meklenburgischen über die Grenze gekommen war. Die Schmuggler entflohen, als sie der Grenzwächter ansichtig wurden, bis auf einen, der sein Gewehr auf einen der Beamten richtete. Doch traf er schlecht: die Kugel riss dem Grenzwächter nur den kleinen Finger fort. Nun schoss der Wächter und traf den Schmuggler mitten ins Herz. Darauf gaben die Wächter den Pferden einen Schlag und liessen sie laufen, wohin sie wollten; man wollte nämlich auf diese Weise herausbringen, wohin das Fuhrwerk gehöre. Die Pferde zogen den Wagen weiter bis nach Neu-Ruppin, wo sie vor dem Hause eines Kaufmannes Halt machten. Jetzt hatte man es heraus, wer Handel mit Schmugglerware trieb.

3. Der Mord bei Ruhlsdorf. Bericht des Försters Feist-Lanke über den Mord zwischen Ruhlsdorf und Prenden (Oberbarnim) vom 2. 11. 1900. „Der mit seinem eigenen Gewehr von einem Holzdieb (nicht Wilddieb) Namens Moldenhauer aus Ruhlsdorf erschlagene Forstbeamte war der in Prenden stationierte gräfl. von Redernsche Förster Scheibelich. Die That geschah am 23. oder 24. Dezember des Jahres 1840. (?) (Näher zu erfahren durch das Kirchenbuch des Pfarramtes zu Prenden oder durch den noch lebenden als Eisenbahnbeamten (Portier) in Gross-Lichterfelde, Bahnstrasse 14, angestellten Sohn Albert Scheibelich). Im Besitze des Gewehres befinde ich mich schon seit länger denn 15 Jahren nicht mehr. Ort der That war: an der Lanke-Ruhlsdorfer Forstgrenze nahe der nach Ruhlsdorf führenden Landstrasse und ca. eine Viertelstunde von Ruhlsdorf entfernt. Bei dem Zusammentreffen des Försters mit dem Holzdiebe und dabei entstandenem Kampfe, wobei der Förster das Gewehr am Kolben und der Dieb dasselbe an der Mündung gefasst hatte, riss letzterer dem Förster die Waffe aus den Händen und schlug ihm mit hochgehobenem Gewehr die Hähne in den Kopf, schleppte den Leichnam eine Strecke von der Landstrasse entfernt in eine Erdvertiefung, bedeckte ihn mit Reisig, ging nach Ruhlsdorf, wo er in einem dortigen Gasthofs bei einem Glase Schnaps sitzend verhaftet wurde. Er sühnte die That mit langjähriger (ich glaube 20 Jahre) Zuchthausstrafe.“

Die Jungferngräber und das Liesenkrüz. (Vergl. die Anfrage in Nr. 4 des Mbl. vom Juli 1899, S. 152.) Der Weg, welcher sich von Schönholz

bei Biesenthal an der Försterei Schönholz entlang in nördlicher Richtung nach dem Liesenkrüz am Nonnenfluss hinzieht, führt uns genau an der Stelle, wo rechts der Weg von der Schneidemühle einmündet, an drei halbkugelförmigen Hügeln vorüber, die im Volksmunde die Jungfernhügel oder Jungferngräber heissen. Obgleich ihre Höhe nicht viel über 2 m beträgt, lenken sie doch durch ihre Gestalt, sowie durch ihre Lage zu einander die Aufmerksamkeit ohne weiteres auf sich. Die Verbindungslinien der Gipfelpunkte bilden fast ein gleichseitiges Dreieck von etwa 20 Schritt Seitenlänge. Der grösste hat einen Durchmesser von 12 Schritt. Buchen und stämmige Kiefern treiben die knorrigen Wurzeln tief in den gelben Sand des Bodens, und braunrote Blätter schweben leise nieder zum grünen Moosteppich, der seit Jahrhunderten die stillen Gräber deckt. Hier ruhen, wie die Sage meldet, die letzten der frommen Schwestern des von Chorin aus gegründeten Klosters am Nonnenfluss. Jede erhielt ihren besonderen Hügel. Wo aber der Wagen, der die drei Toten durch den grünen Wald zur einsamen Grabstätte brachte, entlang fuhr, da sind rechts und links die Bäume verdorrt. Nicht weit von dieser Stelle hatte einst die eine der frommen Schwestern, die Liese, ein Holzkreuz am Fluss errichtet, zu welchem sie oft wandelte, um dort ungestört ihr Gebet zu verrichten. Der Ort heisst daher noch heut das Liesenkrüz. Auf 3 Seiten umfliesst der murmelnde Bach das trauliche Plätzchen. Hoch steigen riesige Buchen hüben und drüben die steilen Thalwände hinauf, und Waldvögelein singen in wogenden Wipfeln die alten Lieder. Das graue Holzkreuz ist längst vermodert; aber das fühlt doch jeder, der von der Brücke zum schlängelnden Bache niederschaut: hier muss die Poesie daheim sein. Und so sind die Sagen, die dieses stille Plätzchen umweben, nur Ausdrucksformen, nur Zeugen des ergreifenden Eindrucks, den diese entzückende Waldeinsamkeit auf jedes Menschenherz ausübt. Der eine lässt hier die heilige Schwester betend niederknien; der andere erzählt von dem Schäfer, der dort seine Braut, die Liese, erschlug; ein dritter weiss sogar, dass die böse That der Eifersucht entsprang; einem vierten hat man erzählt, dass dort das Pferd eines Bauern, der Holz aus dem Walde holen wollte, von einem stürzenden Buchenstamme erschlagen wurde. Er weiss ferner, dass das Pferd Liese hiess und dass der Baum dem Rösslein das Kreuz zerbrach. Auch raunt die Sage von einer lüsternen Bauersfrau aus Freudenberg, die sich mit ihrem Grossknecht einliess und die ihren Mann gern los sein mochte, um den jüngeren Knecht zu ehelichen. Als nun alle drei einst mit einer Kornladung zur alten Mühle am Nonnenfluss fuhren, fielen Frau und Knecht über den Mann her und erschlugen ihn. Weil aber der Bauer den Namen Kreuz führte und die Frau Liese hiess, hat man die Stelle Liesenkrüz genannt. Mancher will sogar das Holzkreuz noch mit eigenen Augen gesehen haben, das man dem Andenken der ermordeten Braut des Schäfers widmete. Und fragst du alle alten Holzfrauen und die Besingsweiblein: eine jede erzählt dir wohl eine andere Sage.

O. Monke, Berlin, 12. 10. 1899.

Die Mordkiefer bei Zühlsdorf (Vergleiche Monatsblatt Nr. 8 vom November 1898) ist im Juli 1899 umgehauen worden; man hat indessen Ersatz dafür geschaffen, indem man eine andere Kiefer, die etwa 50 Schritt von jener entfernt steht, mit einem Kreuz bezeichnete. Man muss sich zu helfen wissen! Als Schröders Grab wird ein verfallener Hügel an der Kirchhofsmauer des alten Zühlsdorfer Kirchhofs ausgegeben. Auf der entgegengesetzten Seite des Friedhofs unfern der Kirche liegt ein anderes Grab, das die sterblichen Reste eines Forstlehrlings birgt, der auch auf gewaltsame Weise ums Leben kam. Die schlichte eiserne Tafel trägt auf der dem Grabe zugekehrten Seite die Inschrift:

Hier ruhet

unser geliebter Sohn und Bruder,
der Forstlehrling Otto Behr,
geb. den 11. März 1847 zu Berlin,
durch zwei Zeugen bekundet,

die bei seinem Tode zugegen waren, soll sich derselbe
den 8. Mai 1864

aus Unvorsichtigkeit erschossen haben.

Auf der anderen Seite liest man die Worte:

Den Deinen unvergesslich.

Den Unfall, bei welchem Behr ums Leben kam, soll sich folgendermassen zugetragen haben: Behr ging mit zwei Freunden zum Dorf hinaus und erblickte in der Nähe des Ortes (östlich vom Dorf) ein Krähenest auf einem Baum. Einer der Freunde versuchte den Baum zu ersteigen, um das Nest auszunehmen. Dabei half Behr dem Kameraden in der Weise, dass er ihn mit dem Kolben seines geladenen Gewehres unterstützte, wobei er die Mündung auf die eigene Brust setzte. Aus Versehen kam jedoch der Freund mit dem Fuss an den Abzugsbügel, und das Gewehr entlud sich. Tödlich getroffen stürzte Behr zu Boden und gab alsbald seinen Geist auf. Der Baum ist durch ein eingehauenes Kreuz gekennzeichnet. O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.